

A:

Y: Öffentliche Denkmäler

Abreißkalender.

Denkmäler sind eine Art Kulturbarmeter.

In einer Zeit, wo viele Denkmäler errichtet werden, wo sie über ein Land kommen, wie Sternschnuppen im August, fehlt die Muße, sie richtig austreiben zu lassen, und es entstehen die Scheusäler, die heute unter dem Vorwand, die Toten zu ehren, den Boden der kriegsführenden Länder bedecken. Der von einem Engel überschwebte Infanterist in Uniform, lebendig, sterbend oder tot, ist zu einem Cliché geworden, um das man schon am liebsten einen großen Bogen schlägt.

Wir haben bei uns nicht soviel öffentliche Denkmäler, wie Finger an einer Hand. Vielleicht ist es gut so. Vielleicht wäre das fünfte, wenn es schon entstanden wäre, noch übler geworden, als das Nationalmiliton in der Ecke zwischen Rechnungssammer und Steuerverwaltung.

Unsere zwei ersten Denkmäler, die ihr Dasein autistischem Anstoß verdanken, die Amalienstatue am Stadtpark und der hössliche Wilhelm II. auf dem Knodler, können sich sehen lassen. Sie sind nicht überschwänglich und nicht in einer Mode erstarrt. Sie sind künstlerisch diskret und bestig. Nicht überwältigend, aber auch nichts weniger, als geschmacklos.

Geschmacklosigkeit an einem Denkmal wird durch die Aufdringlichkeit des Objekts multipliziert. Es stellt sich prozig an die Straße und spielt den Anreißer — für eine Idee, für ein Ideal, für ein Gefühl. Tut es solches mit übertriebener Gebärde, so ver-sündigt es sich an Generationen. Darum sind die schönsten Denkmäler immer die, die nichts ausdrücken wollen, aber sie sind nicht immer sicher davor, daß in sie etwas hinein interpretiert wird, was sie gar nicht bedeuten. In Bonn steht von einem einheimischen Bildhauer eine schöne Reiterstatue, die einen lorbeer-befränzten römischen Feldherrn darstellt. Die Reiseführer haben daraus Ludwig XIV. gemacht. Als Reiterdenkmal an und für sich bewundert man das Werk, soll man sich aber vorstellen, der Künstler habe einen französischen König in altrömisches Helldunkel einbalsamieren wollen, so geht man nicht mehr mit.

In Frankfurt a. M. stehen an den Gallus-Anlagen zwei Denkmäler voll von patriotischem Pathos sich gegenüber: Es ist rechts das Bismarckdenkmal, links eine Bronzefigur: Den Opfern.

Bismarck steht in der Uniform der weißen Kürassiere, die Linke auf den Säbel gestützt, die Rechte wie die eines Verkehrs-Schupo ausgestreckt, und zeigt freie Bahn der Germania, die hinter ihm auf einem Schlachtroß, von einer großen Fahne umwallt, über einen Drachen reitet. „Ich sehe Deutschland in den Sattel, reiten kann es dann von selbst,“ — oder ähnlich lautet der Text, den der Künstler illustrieren wollte. Das Ganze ist jene Art von Deklamation, die man schon nicht mehr hören kann, ohne an ihre Karikatur denken zu müssen. Außerdem stört da das Pferd. Es macht 33 1/2 % dieses patriotischen Knalleffektes aus. In einer Zeit, wo das Pferd sogar als Schlachtroß dem Untergang geweiht ist, wirkt diese vierbeinige Verneinung des Trios höchst unmodern. Vielleicht sehen wir später die Allegorie sich des Motors, des Flugzeugs, des Tanks bemächtigen, aber mit den Rössern sollten wir im modernen Denkmalbetrieb wirklich Schluss machen.

Dem Bismarck gegenüber ist auf granitnem Sockel eine Frauengestalt in Trauer um die verlorenen Söhne so zusammengebrochen, wie sie das Leid hingeworfen hat. Ohne nach klassischen Rezepten die Lösung ihrer Glieder in die Hand zu nehmen, sie windet sich in ihrem Schmerz, dem sie sich ganz hingibt, ohne Rücksicht auf die Pose. Die Betonung des Weiblichen, Mütterlichen ist unheimlich. Der Schrei der Trauer um die Verlorenen ist schon der Schrei nach dem Kind, nach den Kindern, die die Toten ersetzen sollen. So erschraut und verschroben das Pathos gegenüber, so brutal wahr und trüchtig ist es an dieser Gestalt.

Im Vergleich der beiden wird man inne, daß das Errichten von Denkmälern keine Sache ist, die man nur feierlichen Kunstbeamten überlassen darf.

Freudi 10. 3. 1927